

Ziegenhirtlein.

Von Johannes Negelechner.

Mit den schönen Frühlingstagen begann es im Bergdörflein Spitzegg zu trappeln und zu jappeln. Die weiß und schwarz gefleckten Zottelröde vertraulichen die engen dumphen Ställe mit dem Geißtrummeln. Lange genug hatten sie auf der mageren Streu und bei immer larger werdendem Futter auf den ersten Küsgang gewartet. Solange noch die Eisterzer über die Wände hingen, kletterte das vierbeinige Berggott in den toten Schutthalben herum und leckte das Wintermoos von den Blößen. Mit dem zurückweichenden Schneefeld jedoch stiegen die Ziegen höher hinauf und lehrten gegen Abend mit prollen Eutern und leisen Hinterbeinen die Ställe zurüch. Der kleine Moriz führte den Simmelnden Zug, und als im Hochsommer die Herde um zwei Kruppel ein aus benachbarten Wäldern verfrachtet wurde, erhielt der Geißhirt einen treuen Klettergehilfen in der Herzese Schwid.

Es war ein heller Julimorgen, als sie zum erstenmal gemeinsam die zweiwöchigen Gipfelfänge auftraten. In festlichem Glanze war die Sonne über den Weisgälfen emporgeklungen und hatte auf die Schieferbänke der dunklen, wie mit Misthaufen bedeckten Hängen von Spitzegg den lichten Schein geleitet. Ueber einigen Klammern gewirbelte ein dünnes blaues Rädchen. Hell strahlten die weißen Mauern der Talle, die bis in die Spitze des schiefen Himmels hinauf mit frischer Lünche verputzt waren. Der viele biederne Knopf mit dem feingeliebten Kreuz silberte wie Firneis.

Das braune schafwollene Rädchen des Mädchens flatterte um die nackten Füße. Auf dem strohblonden Haar lag der Goldglanz der Morgenfonne. In ihren Mundwinkeln saßen zwei winzige Gräbchen mit feinen Schattenscheiden, aktuell wie zwei flügelnde Himmelsgügeln anzuschauen, die wie ein Kuss der Freude und Lebenslust in dem weichen Gesicht standen. Rechte das Kind, so verließte sie sich in der mitläufigen Johneide und kamen erst wieder zum Vorschein, wenn die Lippen sich schlossen. So schien um das volle Mündchen befändig ein Nidliches Wädeln zu stricheln, wie etwa ein Wäueln oder Goldfächerchen um Kirschblüßel oder ein frisches Heublümden gaultel.

Auf dem dunklen Kraustopf des Gefährten stiege ein entlarvter schäbiger Fiß, unter dem zwei leuchtige Augen in den frischen Tag leuchteten. In seine kurzen Höslein, welche die Braune keine bis zum Knie frei ließen, hatte die Mutter Fiß neben Fiß gefügt, so daß sie ausstehen, wie die Kornballe mit den vielen gevierten Ackerlein.

Das gemeinsame Mittagessen trug Moriz in einem über die Achsel gebundenen Ledertäschchen. „Schau du nur zu den unsrigen“, gebot er dem Mädchen, das eben über die Mauer geklettert war, „die anderen Geißeln will ich schon meltern.“

Die Morgenfrische reizte den Appetit der Ziegen. Sie naschten in Wandern von den herrlichsteilen, die zu beiden Seiten des Weges lodten. Purpurne Erdbeeren und garle Himbeerbüßel, feie Wädel, die am Saum der Roggenäcker schmachteten, alles wurde beschmeißelt und angefreßen. Bei letztem Mogen schmedt das lauffrische Grüngewie wie Festtagstücker.

Unter den bedächig ausschreitenden Zottelbärten trippelt und trappelt, schwänzelt und jappelt das Jungvolk, das die feinen winzigen Flufe auf die schaukelnden Steinsplatten der Wegmauer fest und mit ellenlangen Halbe die jüßelien Lektüerfaffen erschmeißelt. Die alte Krotz, die mit dem halben Trupp verweilt und verschwägert ist, macht sich frei, schnell aus dem engen Gießel auf einen morchen Baumstumpf, um mit dem Hinterfuß so recht nach Herzenslust das Weichen am Halbe zu vertreiben. Mit Sprung und Stoß nimmt sie ihren Platz in der Herde wieder ein.

Wäplich entwicden zwei Einjährige über die Mauer, postieren sich auf einen Granitblock zum Kampfe, doch keiner darf recht auf den anderen los. Nach einigen kläglichen Hornflügen hüßien sie wieder der Herde zu. Was in den engen dumphen Ställen an Kraft und toller Ausgelassenheit sich gesammelt hat, kommt zum Ausbruch.

Moriz bemerkt, daß die Beta hinkt. Er packt den lahmen Fuß und prüft ihn, wie der Schind in den Fuß des Pferdes, wenn er ein neues Eisen anlegt. Die Ziege reißt und zerrt in ihrem Geißhunger und verfeßte nicht, warum er ihr das Wein festlunge in die Höße fällt. Der Wub erkennt den eingetretenen Kneißel und läßt die Ziege wieder laufen.

Wie verließen den guten Pfad und kletterten in rechten Winkel abwärts, eine steile Halbe hinauf, wo aus einem Wuff von Sträußern und üppig rotendenden Schlingern über vorstredten. Moriz sammelte im Aufwärtsgehen die duftenden Früchte und reichte sie dem Mädchen hin, das in seinem Leberlein nicht über die Ziegen wegsah. Es verzehrte die Früchte schmunzelnd und schaute nun selber nach solchen Lederbüßen aus. Bald lag der Beerenschlag hinter ihnen, und sie wanderten wieder auf gutem Waldweg einer Wasserleite entlang, welche die eistalte, mit zapfenförmigen Heuschrecken und Käfern besetzte Gießelermilch den dünnen, burlenden Hängen auströmte.

Glückselig gelang schallte das wirre Gemüßel hoch und schill durch den Wald, und — along — along brummt es tief basowischen, und die Töne gitterten allüber zur jenseitigen Bergseite, auf welche die Sonne längst ihren hellen Schein geworfen hatte.

Nach zweiwöchiger emsiger Wanderung trampelte über den Weg ein lauterer Schneewasser, das mit seinen kristallinen Wellen gluckte und schnurte wie ein Wädelkind an der Saugflasche. Steinnellen, blauer Eisenrost und glühende Rhododendren wieseln ihre Köpfe zum quellfrischen Napf, welches die Ziegen mit gespitzten Lippen sorgsam kosteten. Eine isjmale Steinbrüde, über welche die Spitze des Juges sich brängte, führte zum anderen Ufer. Der große Schwarm zog es vor, in stolche der Berg der Sprung gelang, dann hopp noch mals hin und her. Die tapfere Guffel leistete sogar ein Extrastücklein, indem sie auf einen verwitterten Gießelstrunk kletterte und in elegantem Bogen über den Bach auf eine Steinplatte setzte, wo die scharfen Hufe sich festklammerten. Wie der Weg mit zunehmender Höhe unendlich und holperig wurde, bald dem Wädelkind entlang, dann wieder durch eine halbe führte, mehrten sich die Zurufe des Wub, der jedes Tier mit Namen benannte.

„Wie kannst du sie auch alle kennen?“ fragte die Refe ganz erstaunt. „Ich werde es nie so weit bringen.“ „Doch, doch, so erzbumm bist du nicht. Schau, da läuft die Greie. Die hat nur ein Horn. Der Letzte, der alte Ziegenhirt, hat ihr letztes Jahr das andere abgeschlagen. Neben ihr trottet die Krotz, die hat ein leibenes Wädeln, greif einmal in den Pelz. Dann die Hals, Grüne, Schneewa, Strino, Strobla, der Schlap, Schütz, Choli, Süli, Stubi, Wasi, Gurt, Sattli, Spig — o, ich kenne sie alle, jedes Geißlein hat ein kleines Abzeichen, und wenn wir nun Zug für Zug zusammen gehen, so wirst du dir die Tiere bald merken.“

Allegemach lichtete sich der Wald, und sie schritten über die grünen Matten der Alp, auf der eine kleine sonnenbunfelte Hütte stand. Der hochgewachsene Senne hüßte die Herdbärme zurück, um den in aller Herrgottsfröhe bereiteten Käseil auf der Krage in den Speicher hinunterzutragen. Drei magere Mäßeleitere grunzten den Ziegen freundlich zu. Vom niederrauschenden Bergbach her erklangen die Gloden des Alpwiehs, das vom Fells- und Buschwerk noch verdeckt auf der Weide grasie.

„Auf Refe“, mahnte der Wub, „die Ziegen dürfen auf der Alp nicht anhalten, sonst wirft uns der Senne Steine nach. Das ist ein Wöfer. Weißt, der Kämpfer, der den Lerten so himmelblau durchgewallt hat.“ Die Kinder umgingen den Welpser und rügten die Ziegen mit Zurufen und der drohend geschwungenen Gerte durch die gebüßte Weide vorwärts. Die Herde stob davon, bis sie zu den Felsklippen gelang, in die kein Großfuß sich hineinmougte. Eine kaum sichtbare Fußspur führte durch ein geripptes Felsband, das mit mageren, vom Winde zerauften Bäumchen und letztem Wildgras bemachtet war. Hier konnten sich die hungrigen Tiere ins Kraut hineinpressen.

„So, da bleiben wir über Mittag zur Raß“, gebot Moriz und warf sich ins weiche Gras. „Der Wub kann jetzt für uns wachen.“ Das Tier stand in der Nähe und schnopperte in die Luft. Es war ein statlicher Rastelboß, doch doppelt so groß als eine ausgewachsene Geiß, mit dicken, umrungenen Zotteln, einem fröhlichen Schneidebart und gemaltigen Knotenlöchern. Die Refe packte das Eßten aus. Bald trusperten beide an dem harten Brot und dem spröden, trodnen Käse. Sie schauten eine Weile den ruhig weidenden Tieren zu und erhoben sich bald darauf, um nach Rinderart herumzutreteten und sorbige Steine zu sammeln.

mal ein paar Knoten austreiben, wenn wir daran vorübergehen, und die Kraten wir in der Wäse.“ „Gebatene Herpel, Wui, die sind feil! Ich stöße grade eine ganze in den Mund!“ proßte die Geißlein. Sie schlepte jubelnd Stein um Stein herzu, und der Wub hüßte sie zu vier Wänden übereinander. Bald warteten sie der schweren Arbeit müde, und die Refe schlug vor, das Seefdenspiel zu machen. Der Wub war damit einverstanden und meinte, bis Ende der Woche sei die Behauptung ja doch fertig samt dem Kochherb.

„Aber wenn's dann nicht regnet?“ fragte die Kleine mit weitgeöffneten Augen. „Dann haben wir die Hütte umfonst gebaut.“ Moriz lächelte vor sich hin. „Du dummes Wffji. Wenn es nicht regnet, so macht es heiß, und dann sind wir froh, im Schatten liegen zu können. Ein Welt muß auch hinein, damit das Innere austreife wie eine richtige Stub.“

„Das ist lustig“, rief die Refe und holte vom neuem Steine. „Ein Haus mit einer Küche und einem Bett. Und im Herbst erhalten wir beide noch einen schönen Lohn und einen großen Alpwies. Den verkaufe ich und gebe alles Geld der Mutter, damit sie eine Ziege kaufen kann. Wollen wir jetzt spielen?“

Moriz grub neben der angefangenen Hütte ein rundes Loch. „So, das wäre die Welt“, murmelte er. Hierauf furdete er ein Sträßchen, in dessen Mitte und Ende abermals eine große Vertiefung angebracht wurde. „Hier das Fegeser und da die Hölle.“ Von der entgegengesetzten Seite aus ließ er einen aufwärtsgehenden Weg entstehen, der an drei Stationen vorbei zuert in den Himmel und dann ins Paradies führte.

Die Refe hatte unterdessen zwei dumme Steine gesammelt, die auf der einen Fläche heller waren, als auf der anderen. Die Kiesel wurden in die Höhe geworfen, und je nachdem sie zu Boden fielen, konnten die Spieler eine Station höher oder tiefer steigen, bis sie entweder in der Hölle oder im Paradies anlangten. Zuert gerieten beide zusammen in das unterste Loch, was sie in unabhängiges Rasen verfeßte, und es verstrich geraume Zeit, bis Moriz als erster im Paradiesgärtlein wandern durfte. Das Mädchen hatte kein Glück. Sein Steinchen zeigte immer die gleiche höllenschwarze Seite. Da wurde es böse und jagte den Kiesel so hoch in die Luft, daß er in den Busch niederfiel und nicht mehr zu finden war. „Es ist ein langweiliges Spiel, das Seelenwägen“, grollte die Refe. „Wir wollen lieber wieder an der Hütte bauen. Siehst du über dem Schelhorn die weiße Wolke? Dieleilicht fällt morgen schon Regen.“

Moriz rüßte sich lange nicht. Er lag auf der Seite und lautete an einem „Hälmchen“. „Du, Refe! Ich weiß nicht, was du meinst, aber es endlich hüßte die Nase. „Mein Bruder hat gefogt, als er einmal von der Jagd heimkehrte, auf der Spitze des Schelhornes, da sei man nur noch mit den Weinen auf der Welt, die Augen könnten schon in der Himmelsluhe herumspazieren.“

Das Mädchen hielt die Hand vor die Stirne und schaute zu dem blauen Felsriegel empor, der mit seiner Spitze in die blaue Unendlichkeit sich zu bohren schien. „Dort hinauf kommt doch niemand, nicht einmal ein Gensbodji“, meinte das Dirnlein.

„Der Josmarie ist auf dem Gipfel gefanden und hat sich hüden müssen, um nicht am Himmelsdach anzufohen. Die Tür sei grad zu gefewen. Wenn ich hoch hin, nimmt er mich auf das Gras mit“, hehauptete der Wub.

„Du bist ein Prachthorn“, rief die Kleine und neckte den Gefährten so lange, bis er sich voller Joren erhob und sie durch die Steinhöhe jagte. Eine gute Weile später lagen die beiden in Frieden und Eintracht neben den niederen Steinwänden und guckten mit den Zinken und Joden der Berge in den blauen Himmel hinein, in dem Wolke um Wolke mächtig aufstieg und wie Schaum zerfloß. Moriz rechte die Hände nach dem dunklen fatterblau und den garten Weißfäden. Ringum war kein Geräusch vernembar als der leise Lonschall ferne rauschender Wäde. Die Herdengädellein waren verstimmt, die Ziegen rüßten im Schatten der Wäde und Ardenfrünke. Das Mädchen hatte sich auf den Wädeln gelegt, die Hände unter dem Kopf, und war fast eingeschlafen. Moriz sah auf sein Gesicht und hocherte an seinen gerundeten Jügen herum. Als er bald fertig war, zog er eine Wäse aus und hüßte hochauf, um die Stumpfnäsdern der Schläferin, bis sich die blauen Fensterlein wiederum öffneten.

langem Warten erschien er mit dem Sündlein, das sich von der Herde vorgerückte hatte. „So, du Lausbüßchen, siehst mer dir's und lauß!“ und nachdem sie eben so rasch wie auf dem Herwege den oberen Teil der Alp durchquert hatten, bog Moriz in den Wald hinunter. An einer abschüssigen Stelle sprang er mitten in die Herde, ergriff zwei Zielein, die ängstlich jappelten, am Balg und strom zuert mit den einen, hierauf mit dem anderen auf die schiefe Grasfläche eines Felskopfes, wo er die medernden Gefellen zurückließ. „Es sind die zwei schönstn aus der Herde, die der weite Weg hin und zurück zu hart ermüden würde“, sehte er der Refe ausinander. „Deshalb ist es rathsam, sie einige Tage oben zu lassen; die Wäste sind jetzt warm und futter finden sie zur Genüge.“

Als das Mädchen über Durst klagte, suchte er sich eine Ziege aus und befahl ihm, das Tier an den Hörnern festzuhalten. Nun trach er unter die Bauchsträngen und ließ den weichen süßen Strahl in den Mund spriegen. Dann kam er wieder zum Vorfchein und packte die Geiß an den Hörnern. „So, jetzt legst du unter das Euter und hüßest den Durst, wie ich es gemacht habe.“

Das Mädchen legte sich gehorlam nieder, hielt es aber nicht lange aus unter der zottigen Ziege. Mit milchüberströmtem Gesicht erhob es sich und jammerle, kein Tröpflein sei auf die Zunge geflossen, rein alles hohles gegangen und noch in den Hals hinunter. Der Wub lachte närrisch dazu. „Du mußt halt den Mund gehörig aufsperrn, bis zu den Ohren. Aber gel, das kannst du nicht. So schlüß! halt Wasser, bis du das Saugen gelernt hast.“

„Und wenn sie es zu Hause mernt, daß die Ziege weniger Milch gibt, als sonst?“ fragte sie. „D, das macht mir nicht heiß. Man muß halt die Tiere immer wecheln. Geißbüßen dürfen nicht Durst leiden, und am Euter saugen sie alle. Der Lerten hat oft drei, vier aus Mal leer gepapelt.“

Jeneis des Wäches gerieten sie wieder in den alten Weg, von dem aus sie tief unten das Geimbüßchen erblickten. Das Mädchen hüßte stehen und horchte. „De, Moriz, hörst du nichts? Sie läuten mit der Kapellen-Glöde.“

Der Wub trachte an seine Seite. „Dummes Moriz, die alte Kuhschelle wird man hier oben hüßen. Das ist die Wespelglocke von Spitzegg mit dem silbernen Ton. Weißt du, was sie immer ruft, wenn sie läutet? Geißmilch, Geißmilch. Und die alte Kuhschelle in der Kapelle, die brummt Knubred, Knubred. Und grad so ist es. Eine bredige Glode ist sie heut fertig.“ — Gerrie, wir sind spät heute. Lauf du unten, ich treibe oben.“

Bald erscholl wieder das Hüthoo der beiden Kinder, die hoch über dem Weg und tief darunter die Ausreißer auffuchden und durch die und blinn vorbringend mit der Herde Schritt hielten. In so schnellem Tempo ging es nun herab, daß die tief herunterhängenden Euter der Ziegen an den Brombeerbüßchen sich wund tragten. Im Tale warteten zwei Mäpchen, welche die zugewandten Trüppchen von der Herde fachen und heimgeleiteten. Die jänfliche Roti überfiel noch schnell ihre Feindin, mußte sich hüßang! wurde aber schimpflich zurückgeworfen. „Du Stelzfuß, du gemeines Spitzegger Schiltboß“, spöttelte die Siegerin und wandte sich gebenden Kopfes den übrigen zu, während sich die Roti in die große Herde hineinbrögte.

Wie die Soldaten nach einer anstrengenden Übung kurz vor dem Einmarsch ins Quartier die Reihen schliefen und geordnete Fassung annehmen, so die wackeren Spitzegger Ziegen bei der zerfallenen Roggenmühle, die als erstes Haus den Dorfangebezeichnete. Sie gaben durch selbes Medern ihre Freude zu erkennen, die müden Augen glänzten wieder, und mit gespreizten Hinterbeinen wanderten sie zum Parke, wo die Frauen und Kinder mit den Milchgeschüren und einem Kübelchen voller Geleck sie erwarteten.

„Doppelselbstmord“.

Von Ludwig Wachtel.

Kretinistis waren lebensmüde. Warum, das wußten sie selber nicht. Aber das Leben hienieden war ihnen zur Last, und sie sehnten sich nach einer besseren Welt. Sie hatten keinen materiellen Grund, Selbstmordgedanken zu hegen. Denn beide hatten genug geerbt, um auf Leute, die sich ihr Geld verdienen, mit Verachtung herabsehen zu können, und hatten als schönsten Beruf die Schöngelerei erlernt, der sie mit glänzenden Erfolg jeden Tag und jeden Abend im Caféhaus oblagen. Da Theobald Kretinistis jedesmal die Zehre für den ganzen Tisch gab, hatte sich der Kreis seiner Bekandter mit der Zeit gewaltig erweitert, und jeder Abend zeitigte einen Wetlauf seiner Anhänger, deren jeder sich danach drängte, in möglichster Nähe des Geleiteten zu sitzen.

Frau Marietta Kretinistis — eigentlich hieß sie Marie, aber das Klang zu plebejisch — war jung, schön, reich und hatte nur gerade feil Verwandte in der Stadt, doch ihr Leben angenehm und ohne Störungen verlief. Sie hatte ihr Dasein dem Schönen gewidmet, dem Schönen in Kunst und Wissenschaft, in Phantasie und Wirklichkeit. Und doch war sie jetzt lebensmüde, gerade wie ihr Gemahl, der die gleichen Ideale hatte, und dessen schöne Seele in den Stürmen des Lebens ebenso jungfräulich geblieben war, wie die ihre.

Eines Abends war es über sie gekommen. Man kam gerade vom Caféhaus, wo man die größten Probleme des Daseins spielend gelöst hatte, und kreidte in anabhängigen Schmeigen dem eigenen Heim zu. Man war noch so ergriffen von dem toeben geäußerten eigenen Gedanken, daß man seine Bewegung vor Fremden nur schwer hätte verbergen können. Nun da man — Gott sei Dank! — allein war, brauchte man sich ja keine Gewalt anzutun. „Wozu lebt man denn eigentlich?“ seufzte sie plötzlich.

Wie schön du das wieder gesagt hast, Geliebte!“ erwiderte er mit unendlich zärtlichem Wä. „Es war derselbe Gedanke, der auch mein Hirn toeben durchquerte: wozu lebt man eigentlich?“

So hatte es begonnen, und mit der Zeit hatte der Gedanke von der Auslosigkeit des Daseins sie zu einer strikten Verneinung des Rechtes zum Leben gebracht. Dazu kam, daß sich das menschliche Leben überhaupt unersättlich fanden. Es widerte sie an, daß man zur Erhaltung des Geistes dem Körper die proletarischen Funktionen zumuten mußte, und wenn man ihnen Komplimente über ihr vorzügliches Aussehen machte, so wurden sie den Verdacht nicht los, daß man sie in den Kreisen der wackern Intelligenz, mit der sie sich umgaben, nicht für voll ansah. Und als sie sich schließlich aus dem festen Entschluß, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, durchgerungen hatten, trüßte und erhob sie der Gedanke, daß man sie dann erst richtig zu würdigen verleben werde, wenn sie die letzte Konsequenz ihrer Weltanschauung gezogen hätten.

„Ihr werdet ja leben“, war ihre häußige Antwort, wenn man ihren oftunabhängigen Lebensüberdruß nicht recht ernst nehmen wollte. Und bei diesen so leicht heroisch klingenden Worten legte sich ein seliger Ausbruch von überirdischer Abgelärttheit auf ihre Züge.

Alfo es mußte sein. Sie lebten nur noch in diesem Gedanken, und der Selbstmord war ihr eigentlicher Lebenszweck geworden. Kein Tag verging, ohne daß sie die genaue Ausführung des Planes in allen Einzelheiten besprachen. Das wichtigste waren die Abschiedsbriefe. Die sollten ja den unglücklichen Freunden alles erklären. Und manches Schreiben wurde entworfen und wieder lauffert, weil es der richtigen Stimmung doch nicht den richtigen Ausdruck gab. Es war ja so unendlich schwer, der eigenen Lebensphilosophie auf ein paar Briefseiten ein dauerndes Denkmal zu setzen. Ein gewaltiges Stück Arbeit erforderten auch die legitimsten Verfügungen. Da wurde umgesehen und wieder neu entlassen, und nur die einzige Bestimmung, daß man ihre Liebingsbücher mit ihnen verbergen sollte, fand ihnen als unüberwindlich vor Augen.

Der Friede dessen, der mit dem Leben abgeschlossen hat, vergobete ihre letzten Tage. Ihre Untergehenden hatten noch nie eine so gute und friedfertige Zeit erlebt. Und dabei ahnten diese primitiven Geschöpfe nicht im entferntesten, daß diese so himmlisch gültige Herrschaft schon mit einem Fuß im Grabe stand. Auch die Freunde und Bekannten, mit denen man in den letzten Tagen zusammen war, staunten über den Ebelmut und die Herzgüte, die sie in solcher Fülle früher doch nicht bemerkt hatten. Man konnte ja nun, da es zu Ende ging, gar nicht gut genug zu allen Menschen sein! Der Gedanke an die Verzweiflung, die man in ihren Kreisen über ihren Tod wüßten würde, tat ihnen unendlich weh.

Es war aber nun auch Zeit geworden, zur Ausführung zu schreiten. Beiseitig befrachten sie sich darin, daß man endlich Ernst machen müßte. Denn vom Leben hatte man ja jetzt noch weniger als vorher. Während der letzten Wochen hatten sie sich schon keine Bücher mehr einbilden lassen. Sie war bei keiner Buchmaderin mehr gewesen. Er hatte seine bedeutenden Borräte an Zigaretten fast gänzlich aufgebraucht... Es war ja doch allgültig, da es nun zu Ende ging. Und es sollte und mußte schluß gemacht werden. Ein trüber Tag mit schweren Regengewölkern erschien ihnen als der rechte Ausbruch ihrer Lebensmüdigkeit. Dieser Tag sollte ihr letzter in diesem Leben sein.

Am späten Abend, als alles im Saufe ruhig war, kleideten sie sich festlich an. Dann holtten sie die Abschiedsbriefe herbei, die sie in zwei Hüllen schüßelten und stellten zwei Flaschen Champagner bereit. Die Türen wurden verriegelt, man trant sich Mut, und als der Kopf schwer wurde, nahm man gerührt Abschied voneinander und dankte sich gegenseitig für das beklüden Eimberständnis in den süßsten Fragen des Lebens. Dann öffnete er den Gashahn... \* \* \*

Am nächsten Morgen erwachte er, zwar mit schmerem Schädel, war aber gar nicht sonderlich erkraunt, sich noch am Leben zu finden. Ihm bangte nur vor seiner Frau; denn er wußte nicht recht, wie er ihr die fehlende obere Fensterhebe erklären sollte. Es war merkwürdig gute Luft im Zimmer. Der Frühling weckte er Marietta. Sie brauchte ziemlich lange, bis sie zum Bewußtsein kam. Dann fiel sie ihm unter Tränen um den Hals.

„Kannst du es dir denn erklären“, fragte er vorsichtig, „wie es kommt, daß wir noch am Leben sind?“ „Ach Gott, Geliebter, sei mir nur nicht böse, doch ich zu feige war. Ich habe ja den Hauptthorn abgesteilt.“ Da begann er so laut und herzhaft zu lachen, wie seit Jahren nicht mehr. Er lachte berat, daß sie anfinna, sich beleidigt zu fühlen, weil sie aufsehenden so gar nicht ernst genommen wurde.

„Da hätte ich doch eigentlich die Fensterhebe do oben ruben drin lassen können“, meinte er trocken, als er sich etwas beruhigt hatte. „Aber um d' schönen Abschiedsbriefe ist es eigentlich doch schade!“

Das Leben für die Jarin — nicht den Wari! Jubith Gautier, die Tochter des berühmten Kritikers der Romantiker, veröffentlicht ein theatergeschichtlich interessantes Werk, eine Biographie des Tenors Mario, mit dem sie weitläufig verwannt war. Aus diesem Buch greift ein Pariser Blatt eine niedliche Geschichte heraus, die für Marios Selbstbiographie bezeichnend ist. Er war geboren, als Künstler verpöblicht zu werden. Er war nicht nur auf seine Stimme, sondern auch auf sein schönes Aussehen sehr stolz. Seinem Aussehen verliebe trug er, ganz büßnenwidrig, einen Christus-Haß auf seine Wäste, und wieder lauffert, weil es der richtigen Stimmung doch nicht den richtigen Ausdruck gab. Es war ja so unendlich schwer, der eigenen Lebensphilosophie auf ein paar Briefseiten ein dauerndes Denkmal zu setzen. Ein gewaltiges Stück Arbeit erforderten auch die legitimsten Verfügungen. Da wurde umgesehen und wieder neu entlassen, und nur die einzige Bestimmung, daß man ihre Liebingsbücher mit ihnen verbergen sollte, fand ihnen als unüberwindlich vor Augen.

Epäue. Viele schaffen sich früher die Büste als die Werte eines Dichters an. Es ist bezeichnend, daß man um Krieg und zur Ehe vor allem Geld braucht. Wenn man einen großen Künstler nicht kennen lernen will, lese nur seine Biographie. Will das Weib dem Manne wußt — heiratet es ihn nicht. Mit dem Kinde kommt die Verfeuerung von selbst.



Freudiges Ereignis. Diener (zu dem heimtückenden Herrn, einem jungen Arzte): „Herr Doktor, der erste Patient ist im Krankenzimmer, ich habe schon zwei Schüsseln darauf getrunken!“ — Unangenehme Rückständigkeit. Erster Lebrjunge: Wie bist du mit deinem Meister zufrieden? Zweiter Lebrjunge: Ach, schredlich ist's mit dem Menschen! Den ganzen Tag tut er nichts, als mich schlagen, — und wir haben noch zweiwöchige Arbeitszeit!



Zweideutig. „Was, Ihre Frau ist Ihnen durchgegangen, und Sie sind so ruhig und trinten Wein?“ „Ja, bis jetzt ist sie ja noch nicht wiedergekommen!“ — Bringenunterricht. „Hochzeit wollten wir nun noch eine Frage beantworten: Der dreißigjährige Krieg dauerte von 1618 bis wann?“ — Ehrenklärung. Habe die beledigende Verurteilung gegen meine frühere Braut, die Witwe Aman-da Sumpff, nur in der Erregung getan. Diefelbe ist unvorne, und nehme ich hierdurch die Verüble und das falsche Geßiß mit Bewauern zurück! Zahnarzt Stippwig.



Anzüglich. „Drosche gefällig?“ — „Danke, hab's eilig.“ — Ebelmütig. „Bravo, lieber Mann, Sie haben Ihre ganze Kraft angewendet, um den armen Lehmam vom Extinken zu retten!“ — „Janoßi, der Keel ist mir \$100 schuldig.“ — Der Grantüber. „Die Bemöner des Mars befinden sich in einer schredlichen Situation. Infolge des schwindenden Wassers müssen sie mit der Zeit verdurien!“ — „Simmeltreuzkombenlement, wofens da am End' auch schon wieder sammeln?“